

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 7.

Montag, 9. Januar

1928.

(6. Fortsetzung.)

### Jugendliebe.

(Nachdruck verboten.)

Familienroman von Grete v. Sah.

Zum Nachmittagskaffee hatte die Mutter Frau Major Jhde und Agnes eingeladen. Pünktlich um dreieinhalb Uhr erschienen die Damen. Nun nahm Konni die erste Veränderung, die sich in Wienrode ereignet hatte, wahr. Agnes war gewachsen. Sie war so lang aufgeschossen, daß sie mit ihm in gleicher Schulterhöhe war. Und er hatte schon eine recht stattliche Länge. Ihr schmales Gesicht war blaß und der Ausdruck ihrer großen, blauen Augen erschien ihm ein wenig neugierig. Er dachte bei ihrem Anblick an große, tiefblaue Augen, die anders blickten, aus denen eine unbändige Lebenslust strahlte. Während seine Gedanken damit beschäftigt waren, fragte Agnes, wie es ihm in Adelsreut gefiele und ob er nichts dort vermisse?

Etwas plötzlich aus seinem angenehmen Gedankengang gerissen, sah er sie erst verblüfft an. Dann sagte er: „Nein, was sollt' ich wohl vermissen? Ich habe dort alles und bin sehr glücklich.“

Aus dem Ausdruck ihres Gesichtes merkte er, daß er so nicht hätte antworten dürfen. Er nahm sich vor, das wieder gutzumachen. Als sie später allein auf der Veranda waren, erzählte er ihr, daß er ihr Bild, das sie ihm zu Weihnachten geschickt hatte, auf seinem Schreibtisch stehen habe und daß er Eva Braun von ihr erzählt hätte.

„Wer ist Eva Braun?“ fragte sie.

„Die Tochter des Inspektors.“

„So.“

Sie warf nur ein wenig den Kopf auf, ohne noch ein Wort darüber zu sprechen. Die Tochter des Inspektors erschien ihr dazu zu gering. Die rechnete ihrer Ansicht nach nicht mit.

Konni war es lieb, daß er von Fragen verschont blieb. Er schlug Agnes vor, einen gemeinsamen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Sie war damit einverstanden. Als sie über den Kirchplatz schritten und an dem berühmten Springenbusch angelangt waren, blieben sie einen Augenblick stehen und sahen sich an.

Konni fragte: „Denkst du noch zuweilen daran?“

Sie wurde rot und sagte ablenkend: „Glaubst du noch immer, daß du einmal Administrator werden wirst?“

Er lachte hell auf.

„Erst will ich mal meine drei Jahre Lehrzeit hinter mir haben, dann will ich weiter sehen.“

Agnes senkte den Kopf. Sie gingen weiter, und sie dachte: „Es kann ewig dauern, bis er soweit ist, ich werde dann längst alt und häßlich sein und er wird mich dann nicht mehr wollen.“

Konni bat sie, von ihren ehemaligen Schulkameraden und Kameradinnen zu erzählen.

„Von denen ist nicht viel zu berichten, Konni. Peter, Wiegand und Franz studieren. Hede Lie hat ihr Abiturium gemacht. Wozu, ist mir allerdings rätselhaft, da sie nicht studieren will, es auch nicht nötig hat, irgendeine Stellung anzunehmen. Sie meint wohl, es gibt ihr erhöhtes Ansehen.“

Konni sah sie von der Seite an.

„Du sprichst nicht gerade freundlich von Hede, bist du böse auf sie?“

„Nein, aber daß ich sie gern mag, kann ich auch nicht sagen.“

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann begann Agnes wieder von Hede Lie zu sprechen. Die Familie konnte man doch nicht zu den ersten Wienrodes rechnen. Erfolg und Reichtum hätten ihr doch erst ein Ansehen gemacht. Beides berechtigte ihrer Ansicht nach nicht zu einem so unbändigen Stolz, wie ihn Hede zur Schau trüge.

Konni widersprach: „Man kann auch auf anderes als auf die Herkunft und auf die Vornehmheit seiner Familie stolz sein.“

Agnes unterbrach ihn: „Aber auf Reichtum stolz zu sein, ist dumm, er kann aus trüben Quellen stammen.“

„Das trifft bei Lies nicht zu, er ist in zäher Arbeit erworben.“

„Und in Spekulationen. So was kann auch eines Tages verlorengehen. Überhaupt, wenn Menschen so breit leben wie die Lies. Du solltest einmal sehen, was die für einen Aufwand treiben, unbeschreiblich ist es. Sie haben ihre eigene Equipage, Hede ein Reitpferd. Du kannst sie jeden Morgen im Tal reiten sehen, wie eine große Dame sitzt sie auf dem Pferde. Fremde, die sie auf ihrem Galben sehen, können glauben, ihr Vater sei Rittergutsbesitzer, nicht Hotelwirt.“

Konni sagte neidend: „Du, Agnese, das klingt nach purem Neid!“

Sie wurde dunkelrot.

„Nein, Konni, davon fühle ich mich völlig frei, das kannst du mir glauben. Aber es verdriekt mich, wenn ich sehe, wie diese Menschen großartig leben, während wir uns so vieles verzagen müssen.“

Aber Konnis Gesicht flog ein Röseln.

„Also, was ist das weiter als Neid?“

„Kenn' es, wie du willst.“

Sie war verstimmt. Nun fragte Konni noch: „Ist sie noch immer so hübsch wie vor einem Jahr, oder hat sich ihr Aussehen geändert?“

„Ich weiß nicht, wenn man sich täglich sieht, bemerkt man das nicht.“

„Ich werde selbst sehen, morgen vormittag mache ich den Lies meinen Besuch.“

Agnes war so verärgert, daß sie nun völlig schwieg. Allerhand Vermutungen stiegen in ihr auf. Ob der Konni nicht die Absicht habe, sich um Hede zu bewerben? Am Ende war er nur deshalb nach Wienrode gekommen. Gewiß, so war es. Sie schritten über den Kirchplatz, dem Hause Holldorfs zu. Ein Automobil hielt vor demselben. Konni beschleunigte seine Schritte.

„Der Wagen meines Onkels“, rief Konni Agnes zu, die langsam näher kam.

„Aus Adelsreut?“ fragte sie.

„Wo kommen Sie her, Schulze?“ fragte Konni den Chauffeur, der neben dem Wagen stand. Schulze nahm Haltung an. „Aus Adelsreut, Herr Baron.“

„Na, so was, wann sind Sie von dort abgefahren?“

„Am zwei Uhr.“

Konni wandte sich an Agnes: „Ist das nicht toll, mir kein Wort davon zu sagen, daß er nach hier will? Mich läßt er mit der Bahn fahren und er rutscht mit dem Auto nach. Aber der kann sich freuen!“

Er stürmte die Treppe hinauf.

„Onkel Benno ist angekommen“, sagte die Mutter bei seinem Eintritt. Sie schien hocherfreut.

„Wo ist er?“

„Im Arbeitszimmer des Vaters. Onkel Benno hat mit dem Vater etwas Wichtiges zu besprechen. Du darfst jetzt nicht stören.“

„Ach, das wird schon was Rechtes sein. Jedenfalls soll wieder über mich etwas beschlossen werden.“

„Das vermute ich auch, aber warte es nur ruhig ab, es wird gewiß etwas Gutes sein.“

Die Mutter, die in heller Aufregung war über den plötzlichen Besuch, hielt sich nicht lange bei ihrem Sohne auf. Im Salon saß Frau Major Ihde, sie mußte zu ihr. Kaum fünf Minuten später war sie wieder bei Konni.

Richte dich darauf ein, wir fahren alle in die „Waldluft“, Onkel Benno hat uns zum Abendessen eingeladen. Deine Mama kommt auch mit“, wandte sie sich an Agnes, „sie hat auch für dich zugesagt.“

„Ach, famos“, sagte Konni. „Da wollen wir mal heute gut leben, Agnese, mach' nicht so ein misepetriges Gesicht. Lache, Mädel — lache! In der „Waldluft“ gib's heute Krebsse, die wollen wir uns gut schmecken lassen.“

Agnes quälte sich ein Lächeln ab.

„Du, daß du mir nicht mit deiner miesen Stimmung den Abend veräuerst, das verziehe ich dir nie.“

„Ich brauche ja nicht mitzukommen, ich möchte es auch gar nicht. Offen gestanden, die Einladung deines Onkels ist mir recht wenig angenehm. Ich kenne ihn gar nicht.“

„Sei glücklich, daß du ihn nicht kennst, er ist ein wenig angenehmer Zeitgenosse.“

„Wie despektierlich du von deinem Onkel sprichst.“

„Er verdient es nicht besser.“

Die Tür zum Herrenzimmer ging auf.

„Ah, da kommen sie“, sagte Konni und ging den Beiden entgegen.

„Run sag' mal, Onkel Benno, was hat das wieder zu bedeuten, daß du hinterlistigerweise mit dem Auto nach Wienrode fährst, während du mich mit der Bahn expedierst?“

„Sollt' ich dich etwa erst um Erlaubnis fragen?“

„Nein, aber mitnehmen konntest du mich doch, es hätte dich ja nicht mehr Benzin gekostet.“

„Schwadronier nicht, stell' mich gefälligst den Damen vor.“

Konni kam seiner Aufforderung nach.

Agnes reichte Treu die Hand, über die er sich neigte.

„Er ist ganz anders, als Konni ihn geschildert hat“, dachte Agnes; „wie jung er noch ist und wie gut er aussieht, er ist gewiß ein famoser Mensch“. Sie äußerte diese Vermutung später auch zu Konni. Der lachte hell auf.

„Was Wunder, er hat doch Geld. Wer Geld hat, ist immer ein feiner Mann! Aber Onkel Benno ist es auch wirklich“, fügte er dann hinzu.

Man ging zu den Damen und Treu hat Agnes, mit in die „Waldluft“ zu kommen. Ihre Zusage kam zögernd, so daß es der Majorin Verlegenheit bereitete, aber Treu half schnell darüber hinweg. Er zog Agnes in ein Gespräch.

„Ich bin vorhin an dem Hotel vorbeigefahren und habe zu meinem Erstaunen bemerkt, daß es sich, seit ich es zum letztenmal gesehen habe — das war vor zwei Jahren — kolossal vergrößert hat. Die Veranden, die neu angebaut sind, sind ja prachtvoll. Daran kann man nicht vorbei. Die „Waldluft“ hat gewiß großen Zulauf; denn es ist so: da muß man einmal gesehen haben.“

„Ja, hübsch ist die „Waldluft““, gab Agnes zu. „Man sagt, sie habe im letzten Jahr viel Geld hineingesteckt, hoffentlich veripekuliert er sich nicht.“

In Wienrode war man eben dabei, ein neues Hotel zu bauen. Etwas ganz Großartiges sollte das werden.

Die Unterhaltung wurde allgemein. Endlich erinnerte der Oberst daran, daß man aufbrechen müsse. Die Damen, von Konni begleitet, sollten fahren. Treu sagte seinem Chauffeur Bescheid. Dann machte er sich mit seinem Schwager auf den Weg.

Auf den Terrassen war schon reges Leben, und man hatte Mühe, Plätze zu finden. Endlich hatte man in einem lauschigen Winkel der Terrasse einen großen runden Tisch, der von sechs Rohrstühlen umgeben war, entdekt.

„Reserviert!“ sagte ein Kellner, zu ihnen tretend.

„Ach, das gibts ja gar nicht — wo ist Herr Lie?“ fragte Konni.

„Herr Lie ist heute nicht hier — der Tisch ist für die Damen reserviert.“

„Für Frau Lie und ihre Tochter?“

„Jawohl, mein Herr!“

„Schaffen Sie noch einen Stuhl herbei, dann ist für uns alle Platz. — bitte, setzt euch — ich gehe gleich zu Frau Lie, um ihr guten Tag zu sagen.“

Sich an den Kellner wendend, fragte er: „Die Damen sind doch hier?“

„Fräulein Lie ist im Schreibzimmer.“

Sich kurz entschuldigend, ging Konni, während die anderen die mühsam erkämpften Plätze einnahmen. Der Kellner machte nun auch keinen Einwand mehr, sondern nahm dienstbesessen die Bestellungen des Barons entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Nest.

Ein leeres Nest hängt ganz verloren  
Im kahlen Baum am Wintertag,  
Der zarte Traum scheint halb erkoren,  
Der über seinem Leben lag.

Rehrt, wenn die Knospen sich enthüllen,  
Die Reise in das Nest zurück,  
Um zwihschernd seinen Grund zu füllen  
Mit neuem, jungem Vogelglück?

Lothe Tiedemann.

## Der Gentleman.

Von Wilhelmine Valkinester.

„Ban Loren nennt er sich“, näselte Bob, der Kammerdiener der jungen Sängerin Judith Berna. „Bistentarte hat er nicht. Er will auch nicht sagen, was er wünscht. Wenn ich mir erlauben darf, die gnädige Frau zu warnen! Er sollte vorsichtshalber nicht vorgelassen werden!“

Judith Berna studierte gerade die Rolle eines lebensfrischen Bohemienliebchens. Sie federte aus dem weichen Seidenwinkel ihres Divans empor und sagte mit bewusster Großzügigkeit: „Warum denn nicht? Ein Mörder wird er nicht sein! Herin mit ihm!“

Bob verneigte sich mit der Resignation des in seiner hohen Weisheit einsamen Propheten. „Wenn ich mir nur noch ganz untertänigst erlauben dürfte, die gnädige Frau darauf aufmerksam zu machen, die Silbergegenstände im Auge zu behalten!“

Aus dem düsternen Vorzimmer trat der Fremde in die lampenhelle Nachmittagsbehaglichkeit des süßen kleinen Damenzimmers. Hinter der empörenden Schübigkeit des Einringlins schloß Bob mit diskret-verächtlichen Augen die Tür.

Der Fremde, groß und hager, stellte die Füße so, daß die zerrissenen Stellen seiner Schuhe möglichst wenig sichtbar wurden, das gab seinem Schritt eine gewisse Feierlichkeit.

„Ban Loren!“ sagte er und sog, während er sich aus tiefer Verneigung aufrichtete, mit gespannten Nüstern die lang entbehrt warme Eleganz vornehmer Umgebung ein, zugleich die junge Sängerin mit dem sicheren Blicke des Schönheitskenners messend. In diesem kultivierten Milieu fiel seine Berkommenheit von ihm ab, er wurde für die Dauer seines Besuches der Weltmann, der er gewesen war, ehe er sich in den Abgrund des Abenteuers aleiten ließ.

„Ich las heute in der Zeitung, daß Sie eine Brosche verloren haben, gnädige Frau. Ich bin glücklich, vom Zufall dazu ausersehen zu sein, sie gefunden zu haben!“

Die junge Sängerin ließ einen kleinen Bühnenschrei hören. „Aber das ist ja entzückend! Warum haben Sie es dem Diener denn nicht gleich gesagt?“

Der Fremde richtete sich auf, daß er in seiner langgestreckten Hagerkeit noch größer erschien. „Ich pflege den

Leuten, die ich besuche, immer selbst zu sagen, was mich zu ihnen führt, ohne mit den Domestiken zu verhandeln."

Sie blieb beschämt vor ihm stehen. Mit ihren kleinen, spitzen Fingern nahm sie die Brosche aus seiner Hand. Dabei stellte sie mit einem einzigen Blicke fest, daß kein Stein ausgebrochen war und daß dieser schlechtangezogene Mensch wunderbare Hände hatte. Sie bot ihm Platz an. Unterdessen holte sie aus ihrem Puppenstreichkästchen die Belohnung, die in der Verlustanzeige dem Finder zugesichert worden war. Sie legte das Geld vor ihn auf die altgoldfarbene Decke des aierlichen Tisches. Er ließ es liegen. Wie ein Königsmantel um einen nackten Bettlerleib breitete sich das Lächeln eines Grandseigneurs über seine vom Hunger bläulichen Lippen.

"Glauben Gnädigste, daß ich mir die kleine Gefälligkeit, die ich einer seit langem bewunderten Frau und Künstlerin erweisen darf, bezahlen lasse?" Es klang nicht beleidigt, nur tief in überlegene Vornehmheit getaucht.

Die Sangerin stuzte. Die Betroffenheit machte ihr Gesicht noch länger. "Entschuldigen Sie — aber das ist doch etwas ganz anderes — das Geld gebührt Ihnen — jedem, der die Brosche gefunden hätte."

Er hob die Hand zu einer bestimmt ablehnenden Geste. "Ich bin verschwenderisch belohnt, wenn ich nun zum Abschiede Ihre Hand küssen darf."

Entzückt von diesem originellen Verkommenen überließ Judith Berna ihm ihr rundes Streichelpfötchen und wurde lebhaft. "Sie würden mir eine herrliche Freude bereiten, wenn Sie ein wenig dableiben und mit mir plaudern wollten!" Mit der Gelassenheit des Weltmannes nahm er an. Die Sangerin legte einen ihrer extrem manikürten Finger auf den Kopf einer kleinen goldenen Sphinx, der eine Glocke barg. Bob erschien. "Den Tee und zwei Gedede!" Und als er eine Sekunde lang aufblickendes Erstaunen nicht unterdrücken konnte, scheuchte sie ihn mit einem herrlichen Blick ihrer blauen Augen hinaus.

Man sah sie mit dem Fremden am Teetisch. Zwischen ihnen der weiße Hauch einer Spitzendecke, das edle Blaugrau des Silbers, das regenbogensprühende Kristall. Er hatte seit mehr als vierundzwanzig Stunden nichts gegessen, dennoch ließ er sich Zeit zugreifen und als dann mit der zerstreuten Gleichgültigkeit eines immer Satten, dem das Essen eine lästige Unwichtigkeitsart ist. Judith Berna kam zu der Überzeugung, daß er nur aus augenblicklicher Ambition so ungepflegt umherging und es gar nicht nötig habe. Sie interessierte sich für ihn. Daß er während der Unterhaltung, wie sich mit Kunst und besonders mit Theater und Musik beschäftigte, über sich selbst schwieg, stachelte die Neugier des kleinen Weibes auf. Vielleicht ein verkanntes Talent? Sie dachte gleich an ihre vorzälischen Verbindungen, die es ihr ermöglichen müßten, ihm zu helfen.

ellos benahm sich dieser Mensch. Seine Galanterie war ... ohne fälschlich zu sein. Das flimmernde Goldlicht des Boudoirs, die Wärme, der Duft und die schöne Stimme des jungen Weibes regten ihn zur Gentlemansgeste an. Er erzählte brillant von Opernaufführungen, denen er nie beigewohnt hatte, von einer Premiere, in der die junge Sangerin debütiert hatte. Damals war er beim Versuche, sich mit einer gefälschten Karte einzuschmuggeln, ertappt und hinausgeworfen worden.

Als er sich empfahl, nachdem seine tielliegenden Augen sich schwer und mit leidendem Fusorude von Judith Berna losgerissen hatten, wußte sie, daß sie in ihn verliebt war. Sie hatte ihn im weichsten Tremolo ihrer begnadeten Stimme gebeten, sie bald wieder zu besuchen. Tief atmend sah sie ihm nach. Das war der Gentleman, von dem sie geträumt hatte, als sie in der Pension, die Hand auf dem verbotenen Buche, am Abend sehnüchlich eingeschlafen war. Sie überdachte noch einmal diese ganze kurze, wunderbar reiche Teestunde, die vermessene Warnung des Dieners, das sieghaft sichere Eintreten des Fremden, feierlich, als wüßte er, daß er zum Heiligum seiner Liebe ging. Dieser unverschämte Bob mußte auf der Stelle entlassen werden. Sie klingelte.

Bob kam nicht. Sie klingelte herrischer, nervöser, schärfer. Bobs glatte Lataienlarve erschien. Er entschuldigte sich damit, daß er dem Fremden habe in den Mantel helfen müssen. "Es hat so lange gedauert, weil das Futter zerrissen war und er den Armel nicht fand!"

Judith Berna war bleich geworden. "Da ich nicht wünsche, daß mein Diener sich eine Kritik meiner Gäste erlaubt, sind Sie entlassen. Ich möchte Ihnen auch raten, nicht zu glauben, daß ich blind sei! So hat zum Beispiel die Zigaretten aus der Silberdose dort nicht der von Ihnen so infam bekräftete Herr gestohlen! Ich sah sehr wohl Ihren geschickten Griff, während Sie mich ahnungslos plaudern wähten."

In Bobs aut beherrschtem DiplomatenGesicht veränderte sich kein Zug. "Es ist noch etwas in meiner Tasche, gnädige

Frau," jagte er mit der geschmeidigen Verbindung von Devotheit und Unverschämtheit des Lataien. "Hier, bitte, Ihre Silberlöffel, die Ihr Gast mitnahm, und die ich im Vorzimmer, während ich ihm in den Mantel half, aus seiner Tasche holte, ohne daß er einen Einwand wagte!"

## Die Seeschlange.

Von Walter von Nummel.

"Seeschlange!" sagte der zweite Offizier des Dampfers „Vort“ und deutete auf die zutraulich neben dem Schiffe herumspielenden Delphine, die mit ihren braunen, anhängenden Rücken, einer nach dem anderen, in ständigem Wechsel aus dem Wasser emportauchten.

"Ja, Herr Dedden," erwiderte die neben ihm in weißem Tropentleide stehende junge Dame und neigte ihr hübsches, von windersaurem Haar umflattertes Gesicht lächelnd über die Reeling, "das mag aus der Ferne gesehen sich schon wie ein große Seeschlange darstellen. Wissen Sie übrigens," und sie heftete ihr Auge forschend auf den Nachbarn, "daß wir eine leibhaftige und lebende Riesenschlange an Bord haben sollen?"

"Ansinn," fiel ihr Dedden rasch und entschieden ins Wort. "Auf der letzten Fahrt muntekte man von einem heimlichen Leprakranken, den wir Berruchten des schönen Mammons willen im Zwischendeck mit uns führten. Diesmal muß es ausgerechnet eine Riesenschlange sein."

Als wir gestern von Colombo abfuhren, erzählte Herr Karsten, daß dieses Gerücht das Schiff durchlaufe."

"Er wird das wohl selbst erfunden haben," brummte Dedden ärgerlich. "Oder der Teufel mag es ihm zugetragen haben."

"Was erregen Sie sich so sehr? Es wird so mancherlei gesprochen."

"Leider!" Unwirsch setzte Dedden die Mütze zurück, daß sein dichtes, braunes Haar sichtbar wurde. Er schüttelte den Kopf und lächelte schon wieder, deutete zu den Delphinen hinab. "Eine Riesenseeschlange, die Ihnen da dieser sonderbare Cavalier, der große und dicke Karsten, aufgebunden hat!" Er sah auf die Uhr. "Dienst! Auf Wiedersehen, Fräulein Richter, am Abend." Er trat von ihr weg und stieg zur Kommandobrücke hinauf. Ellen Richter sah ihm nach, wie er mit weit ausgreifenden Schritten die Stufen emporstieg. Die weiße Tropenuniform stand seinem schlanken Busche gut. Sie sah ihn immer gern, den stets vergnügten, jungen Schiffs-offizier. Ein krasser Optimist und, wie man sich erzählte, zweifellos ein etwas großer Bruder Leichtfuß. Aber dafür auch ein famoser, ständig gut gelaunter Gesellschafter.

Gustav Deddens Gedanken konnten sich ebenfalls nicht so rasch, wie dies hätte sein müssen, von Ellen Richter lösen. Während er auf der Brücke langsam hin und her schritt, klang noch alles nach, was sie eben gesagt hatte. Da war er aber auch schon zu seinem Mißvergnügen bei diesem verfluchten Karsten angelangt. Der Teufel hatte den deutschen Kaufmann in Yokohama auf den schönen „Vort“ geführt. Der Satan mochte seine Hand im Spiele gehabt haben, daß sie die ersten drei Wochen nicht wenig zusammen verlehrt, sich in seiner, Deddens Kabine, sogar manches nächtliche verbotene Hazardspiel geleistet hatten. Dabei hatte er dem neuen Passagier dies und jenes erzählt. Deute bereute er seine Reuebitterkeit bitter. Denn kurz nach Singapur und längst vor Colombo hatte ihre Freundschaft einen Riß bekommen, der nicht mehr zu schließen war. Wegen Ellen, die in Singapur an Bord gekommen war. Sie reiste nach Hause, nachdem sie zwei Jahre im Hause eines reichen holländischen Plantagenbesizers nicht weit von Batavia Erzieherin und Gesellschafterin gewesen. Karsten und er hatten sich mit gleichmäßigem und angelegentlichem Eifer um Ellen bemüht. Er war als erster Sieger aus dem Scharmügel hervorgegangen, und Karsten nahm seine Niederlage tragisch, vergah sie ihm nicht. Möchte er denn. Das Schlimme an der ganzen dummen Geschichte war die betrübliche Tatsache, daß er gerade noch an dem Tage, den Ellen in Singapur an Bord kam, diesem unlieblichen Karsten ... Der Kapitän trat auf Dedden zu und unterbrach seine Gedanken mit einer Frage.

Unterdessen lag Fräulein Richter auf dem Promenaden- deck in ihrem bequemen chinesischen Strohstuhl und las einen englischen Roman. Schon nach einer Viertelstunde wurde sie gestört. Durch Karsten, der, ein Paket in Colombo zusammengekaufter Zeitungen unter dem Arm, im Liegestuhl neben ihr Platz nahm. Ellen Richter versuchte weiter zu lesen. Aber schon das Bewußtsein, daß dieser Karsten so nahe neben ihr sich befand, machte sie unruhig und ließ ihre Gedanken abschweifen. Wie oft hatte sie ihm nicht deutlich genug zu erkennen gegeben, daß sie wenig Wert auf seine Gesellschaft

leae. Und immer wieder stellte er sich zudringlich ein. Mit einem flüchtigen, nicht sehr wohlwollenden Seitenblick streifte ihn ihr Auge. Plump, fett und schwer lag Karstens irdische Leiblichkeit in dem weißen Leinenanzuge, der seine Körperfülle betonte, statt sie auf ein geringeres Maß zurückzuführen, mit langausgestreckten und weitgespreizten Beinen da. Daß er sich vor einer Dame nicht besser zusammennahm! Dazu schwitste er trotz des starken, kühlenden Seewindes, wuschte sich mit seinem Taschentuche ab und zu die Perlen ab, die über seinen roten Rohstrunt herabrieselten.

„Was meinte Herr Dedek eben, als Sie ihn über die Riesenschlange befragten?“ begann Karsten plötzlich, nachdem er vorher vernehmlich gegähnt, lässig ein Gespräch.

„Sie wissen?“

„Wie sollte ich nicht? Die Herrschaften waren so in das Spiel der Delphine verfunken, daß sie mich gar nicht bemerkten, als ich vorbeiging.“

„Sie glauben also das Gerücht immer noch, vermitten Ihre Schlange noch immer an Bord?“

„Meine Schlange ist gut. Aber eine Schlange, ja, das glaube ich.“

Ellen Richter wandte sich, das ihr unangenehme Gespräch zu beenden, dem Steward, der eben den Nachmittagstee servierte, zu, nahm eine Tasse, stellte sie auf das Strohtischchen neben ihrem Stuhle. „Sagen Sie, Steward, können Sie mir morgen früh den Gepäckraum abschließen? Ich muß meinem Koffer einiges entnehmen.“

„Sehr wohl, die Dame. Was besteht es dem gnädigen Fräulein?“

„Neun Uhr?“

„Gut, ich werde die Dame in der Kabine abholen.“

Der Steward trat zu Karsten und bot auch ihm Tee an. „Danke, Verehrter,“ lachte dieser brei. „Tee? Bringen Sie mir lieber Whisky. Die Sorte, die ich immer nehme. Aber bald. Ich, mein Lieber!“

Karsten versuchte Ellen Richter erneut ins Gespräch zu ziehen. Aber sie war und blieb einsilbig. Plötzlich erhob sie sich, nickt kurz und ging, ohne die Tasse Tee geleert zu haben, ihr Buch unter dem Arme, davon. Karsten starrte ihr ärgerlich nach. „Anerzogener, hochmütiger Frak!“

Pünktlich um neun Uhr des nächsten Morgens klopfte der Steward an der Kabinentüre Fräulein Richters. Zusammen stiegen sie in den Gepäckraum hinab. Der Steward schloß auf und wollte eben die Dame zuerst eintreten lassen, als er entsetzt zurückprallte, mit dem größten Schrecken bemerkte, wie hinter einem Koffer ein großer Schlangenkopf hervorwühlte. Er rief Ellen zurück, sah noch, während er die Türe eilig zuschlug, wie eine etwa sieben Meter lange Schlange — nach der hellbraunen Färbung und den vierackigen Flecken zu schließen, eine Tigerschlange — sich zwischen den Gepäckstücken umherringelte. Ellen Richter, die ungefähr dasselbe wie der Steward gesehen, zitterte an allen Gliedern und atmete erst erleichtert auf, als die Türe wieder zugeriegelt war. Der Steward begleitete sie hinauf und eilte schleunigst zum Kapitän.

Zehn Minuten später stellte sich vor der Türe des Gepäckraumes ein entschlossenes und aus den besten Leuten ausgewähltes Fangkommando zusammen. Es war mit Dedek, Neken und Seilwerk wohl ausgerüstet. Der Vorderste, der Schiffszimmermann, der als erster dem Untier gegenüberzutreten hatte, trug auf dem Kopfe als Schutz einen ausgedienten Taucherhelm. Der Fang glückte. Die Schlange wurde in die Kiste zurückgezwängt, aus der sie ausgebrochen war. Statt mit den bisherigen Holzplatten wurde sie nunmehr mit Eisenstangen verschert.

Der Kapitän war wütend. Eifrig fahndete er nach dem Eigentümer des Tieres. Aber im ganzen Schiffe meldete sich niemand. Es war und blieb ein Rätsel, wie die verhängnisvolle Kiste in den Gepäckraum gelangt war, ein Rätsel, wor das gewaltige Plakat, das neben der Kiste auf dem Boden gefunden worden war und das da lautete: „Seeschlange des Indischen Ozeans“ verfertigt und dort hingelegt hatte. Es blieb nichts anderes übrig, als die Schlange für die Schiffsgesellschaft in Beschlag zu legen, sie und ihre Kiste in sicheren verschlossenen Gewahrsam zu bringen.

Am Abend dieses verhängnisvollen Tages fuhr Karsten mit einem lauten Schrei von seinem Lager auf. „Etwas Kaltes und Glitscheriges an meinem Fuße. Wieder eine Schlange? Vorsichtig hob er mit einem Stock die Decke weg. Schlange? Nein, ein Kal, ein toter Kal. Daneben ein Fettel, der mit verstellter Schrift eine wirkliche Giftschlange in Aussicht stellte, wenn er, Karsten, es sich noch einmal bekommen lassen sollte, sich wieder um die Riesenschlange oder um Fräulein Ellen Richter zu kümmern. Verwünscht! Hatte dieser galkuge Dedek den ganzen Zusammenhang erraten. Mit nicht geringer Intuition es herausbekommen, daß er,

Karsten, um acht Uhr morgens mit Hilfe eines bestochenen Stewards die Schlangenkiste umgestoßen hatte, die Holzplatten und Öffnung Richtung auf die Türe, daß das schöne Plakat von ihm stammte? Die Tigerschlange, läh aus ihrem Verdauungsschlaf gerüttelt, hatte allerdings sodann ihre Sache allzu gut gemacht und den Lattensaum durchbrochen. Immerhin ließ sich als Enderfolg buchen, daß Dedek Schlange und Kiste losgeworden war. Sein Plan, das in Singapur billig erworbene Tier zur Verbesserung seiner Privatfinanzen nach kostenloser Fracht in Hamburg teuer zu verkaufen, war kläglich zu Schanden geworden. Rache für die ihm absentia gemachte Ellen Richter. Damit konnte man die Sache bewenden lassen.

Doch Karsten lachte nicht zuletzt. Kaum war er nach der Landung in Hamburg einen Tag in der Stadt, so erzählte ihm der Zahnmeister des „Vork“, dem er begegnet, daß die Schlangenkiste wenige Stunden nach Ankunft spurlos verschwunden sei. An dem Platze, wo sie gestanden, sei ein Fettel auf dem Boden gelegen mit den lakonischen Worten: „Schönsten Dank für freie Passage. Seeschlange.“ Und als Karsten eine halbe Stunde später in ein vornehmes Restaurant am Alsterbassin trat, mußte er sofort wieder ärgerlich umkehren. Denn gerade dort, wo er selbst Platz zu nehmen gedenkt hatte, saßen an reich gedeckter Tafel und in voller Eintracht Ellen Richter und Dedek beisammen. Unwillig warf Karsten die Türe hinter sich zu. „Schlange, Schlange,“ murmelte er. „Alle Weiber sind Schlangen!“

## Hygiene und Heilkunde

Arzt und Patient einst und jetzt. Die Stellung des Arztes im modernen Leben befindet sich in einer gewissen Krise geistiger und materieller Art, die von allen Einsichtigen erkannt wird. Da diese Notlage mit der Ausbildung eng zusammen hängt, so hat die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ ein Preisaus schreiben über den „besten Weg des Medizinstudiums“ erlassen. Die preisgekürnte Arbeit von Dr. Hans Prinszhorn, deren Veröffentlichung im neuesten Heft beginnt, bietet eine tief schürfende Untersuchung über die Wandlungen des Menschentypus in den letzten Jahrzehnten überhaupt und über die veränderte Haltung des Patienten dem Arzt gegenüber, die dessen Arbeit so sehr erschwert. Der gute Hausarzt, der früher als Freund und Berater in den Familien aus- und einging, ist heute im Aussterben. Damit verschwindet auch das enge Vertrauensverhältnis, das früher bestand. Als Gründe für dieses Verschwinden des Arztes alten Stils führt Prinszhorn an: „Er weiß etwa nicht das Neueste auf dem Markt der Heilmittel, er ist in den Umgangsformen der Zeit nicht zu Haus, er indiziert durch umständliche Biederkeit, oder auch er ist wirklich etwas nachlässig-ungepflegt, verachtet Methoden wegen ihres modernen Raffinements auch noch, wenn sie erprobt und allgemein eingeführt sind; oder er stürzt sich wahllos auf Neuerungen, die er von seiner Ausbildung her nicht genügend beherrscht; oder verjagt als Menschenkenner und Psychologe in Situationen, die heute üblich sind, während sie früher selten waren — vor allem: die Patienten wissen von neuer Psychologie oft mehr als die Ärzte, wo es doch schon schwer ist zu raten, wenn man gleich viel weiß! Der einfache Mann von heute neigt dazu, den Arzt fühl-geschäftlich oder gar hochfahrend zu behandeln. Das Rassenwesen hat ihn zu einer Art Ausnutzungstechnik gegenüber dem Arzt erzogen, durch den er alle möglichen Vorteile zu erlangen sucht. Die öffentliche Behandlung der medizinischen Probleme hat das Publikum darüber aufgeklärt, daß die Naturwissenschaft keineswegs in der Lage ist, auch nur für die dringlichen Seuchennöte, z. B. die Grippe, Abwehr- und Schutzmittel zu liefern. Der Glaube an den praktischen Wert exakter Forschung ist dadurch erschüttert und raubt dem Arzt den Nimbus, mit dem er früher umgeben war. Die Weltanschauung des neueren Menschen, die zur Sachlichkeit und Illusionslosigkeit neigt, steht den Leistungen des Arztes zweifelnd gegenüber. Auf der andern Seite führt die userlose Sehnsucht nach einer neuen Sicherheit in seelischen Problemen zum Wunderglauben, und man erwartet vom Arzt, daß es in das ganze Durcheinander Ordnung bringe, den Parier und Juristen nebenbei ersehe, als Seelsorger, Pädagoge und Heiltechniker zugleich wirke, kurzum im primitiven Sinne Magier und im modernen Sinne kulturelles Wörterbuch und raffiniertester Lebenspraktiker zugleich sei.“ Der jüngere Arzt muß für die Erfüllung dieser vielfältigen Anforderungen eine gute klinische Ausbildung besitzen, eine größere Elastizität der Umgangsformen und die Möglichkeit einer besseren praktischen Psychologie.